Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 75. Bromberg, den 21. September 1923.

Vitus Thavons Abenteuer.

Roman von Ernst Klein.

(8. Fortsetzung.)

Eine Überraschung.

Irgend etwas mußte geschehen.

Vitus Thavon war nicht der Mann, der sich von Situationen überwältigen ließ. Er zündete sich eine der köstlichen Zigaretten an, die ihm Stratos hingestellt hatte. Und überdachte die Lage.

Stratos mußte unbedingt daran verhindert werden, den geheimen Gang zu betreten. Wenn alles gut ging, konnte Hamid vor Anbruch der Dunkelheit da sein. Er kannte die Örtlichkeit und wußte, daß am hellichten Tage eine Überrumpelung unmöglich war. Wie aber Stratos so lange zurückhalten?

Er läutete. Der Kawaß kam, und er bat den Herrn Kapitän zu sich.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür, und statt des Offiziers erschien — Elena.

Sie präsentierte sich nicht mehr in der Uniform eines weiblichen Räuberbandenmitgliedes, sondern als die elegante junge Dame, deren Heim die prächtige Villa in der Campania zu Saloniki bildete. Einen weißen, fußfreien Lawn-Tennis-Rock und eine gleichfarbige Voilebluse trug sie und sah aus zum Anbeißen.

Vitus dachte in seiner Überraschung gar nicht daran, seine Gefühle zu verbergen, und Mademoiselle Elena, die als echte Evastochter ganz genau wußte, wie hübsch sie war, konnte an seinem Gesicht mit aller Deutlichkeit die Bestätigung dieser Tatsache ablesen.

„Guten Tag, Herr Thavon", sagte sie mit ihrem spitzbübischsten Lächeln. „Herr Kapitän Stratos ist im Moment verhindert und hat mich daher beauftragt, mich nach Ihren Wünschen zu erkundigen."

„Das ist die gescheiteste Idee, die der ohnehin so sympathische Kapitän hat haben können — —"

„Nun, er hätte doch auch meine Schwester schicken können."

„Darüber können und werden wir sogar später sprechen. Für jetzt handelt es sich mir um das Folgende, gnädiges Fräulein: Ich habe ein recht interessantes Interview mit dem alten Martius zusammengebracht, möchte aber gern noch einen eigenen Bericht hinzufügen."

„Ah, ich verstehe, das Interview handelt nur von dem Professor. Der Bericht dagegen soll der Welt mitteilen, was Herr Vitus Thavon für Gefahren bestanden hat, um dieses Interview zu erhalten?"

„So ungefähr. Herr Kapitän Stratos war so freundlich, die Besorgung zu übernehmen. Er wollte gleich abreisen oder abmarschieren oder abreiten — was weiß ich!"

„Jawohl. Er ißt nur schnell eine Kleinigkeit — dann bricht er sofort auf. Sie können sich doch wahrhaftig nicht über uns beklagen."

„Habe ich das je getan? Ich wäre den Herrschaften indes noch mehr verbunden, wenn der Herr Kapitän mir Zeit geben würde, um meinen Bericht zu schreiben."

„Ich will es ihm sagen."

Elena ging zur Tür, blieb an ihr jedoch stehen, die Klinke in der Hand.

„Sonst hat der Herr keine Befehle?"

„O ja. Ich würde es als eine große Gunst auffassen, wenn Sie selbst mir den Bescheid brächten."

„Ich? Warum?"

„Ich möchte gern ein paar Fragen über Ihre Frau Schwester an Sie richten."

„Nun, das können Sie ja gleich."

„Ja, dann läuft mir der Kapitän davon."

„Ist Ihnen denn Ihr Bericht wichtiger, als das Bedürfnis, zu erfahren, wie die Frau sich befindet, die Sie so kompromittiert haben?"

Der Teufel hole ein Frauenzimmer, das eine so spitze Zunge hat. Besonders wenn es noch bildhübsch dazu ist und den schlagfertigsten Mann wehrlos macht!

Vitus stand da und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Haben Sie eine so schlechte Meinung von mir?" brachte er endlich ziemlich lahm heraus.

„Die denkbar schlechteste."

„Na, dann kann ich Sie ja ruhig bitten, mir zunächst noch einmal meinen Brief zu bringen."

In den dunklen Augen blitzte es verräterisch auf. Sie trat ein, zwei Schritte zu ihm hin, als wollte sie ihm ein paar ausgiebige Tropfen Gift aus sicherster Nähe ins Gesicht spritzen, überlegte es sich aber, lachte spöttisch und sprang zur Tür hinaus.

Nach einigen Minuten kam sie zurück und warf ihm sein Kuvert auf den Tisch.

„Da!" rief sie. „Man gibt Ihnen eine Stunde Zeit."

Auch gut! Wenigstens etwas Zeit gewonnen. Vitus verbeugte sich dankend und bat sie, Platz zu nehmen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich will Ihnen Ihre kostbare Zeit nicht rauben", erwiderte sie höhnisch und kühl. „Sie haben nur eine Stunde, und vorläufig wird Sie ja nichts anderes interessieren."

„Sie irren sich, gnädiges Fräulein. Ich möchte doch hören, wie es Ihrer Frau Schwester geht."

Sie zuckte die Schultern.

„Interessiert Sie das wirklich?"

Vitus fand es an der Zeit, andere Saiten aufzuziehen.

„Ich möchte wissen," sagte er kalt und sehr von oben herunter, „womit ich mir die Ehre erworben habe, von Ihnen, mein Fräulein, so beurteilt zu werden, wie Sie es augenscheinlich tun. Vielleicht sind Sie von Ihrem Umgange mit Banditen her gewöhnt, alle Männer als Schufte und Feiglinge anzusehen."

Elena sah Vitus überrascht an. Sprach er im Ernst? Bei Vitus wußte man nie, wo der Scherz aufhörte und der Ernst begann.

Er fuhr fort:

„Ich will Ihnen etwas sagen, gnädiges Fräulein. Ich bin von meiner Redaktion hier heruntergeschickt worden, um Herrn Professor Martius zu finden und zu befreien — —"

„Das wird Ihnen nie gelingen", rief sie heftig.

„Wir wollen das ruhig der Zukunft überlassen. Ich habe also hier eine Aufgabe zu lösen. Ich gebe Ihnen aber mein Ehrenwort, daß ich, wenn das geschehen ist, alles tun werde, um an Frau Irene gutzumachen, was ich an ihr gesündigt habe."

„Sie haben meinen Schwager kennengelernt?"

„Ja. Ich nehme keinen Anstand zu erklären, daß ich nicht wüßte, was ich lieber täte als ihn niederschießen."

Da fuhr das Mädchen auf ihn los, packte ihn bei der Hand und sah ihm mit funkelnden Blicken in die Augen.

„Dann tun Sie's doch!" rief es.

„Mein Gott — sprechen Sie im Ernst?"

„Ja."

Noch eine Überraschung.

Ehe Vitus sich noch von der Überraschung, die ihm die erstaunliche junge Dame soeben bereitet hatte, erholen konnte, wurde die Tür geöffnet, und Kapitän Stratos trat ein. Er war in Eile und erregt.

„Es tut mir leid", sagte er zu Vitus, „Ihnen doch keine Zeit mehr für Ihren persönlichen Bericht lassen zu können. Aber plötzlich eingetretene Umstände zwingen mich, sofort aufzubrechen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er das Kuvert, das noch dort lag, wo Elena es hingeworfen hatte, an sich und schritt aus dem Zimmer. Er winkte Elena, ihm zu folgen. Sie tat es, drehte sich aber hinter ihm um und legte mit beredter Gebärde zu Vitus den Finger auf den Mund.

Mit einem Sprunge stand der Journalist an der Tür und horchte hinaus. Die beiden waren davor stehengeblieben und sprachen ungeniert Griechisch.

„Was ist denn passiert?" hörte er das Mädchen fragen.

„Ich weiß nicht", lautete die Antwort des Offiziers. „Irgend etwas ist drüben nicht in Ordnung. Wir haben schon dreimal angeläutet — keine Antwort zu bekommen. Weder Stephanides noch seine Schwester melden sich. Jetzt auch nicht. Und jetzt ist's doch Mittag — jetzt müssen sie bestimmt zu Hause sein."

„Sie wollen sofort hin?"

„Ja. Xymatis meint auch, daß man nachsehen muß. Vielleicht hat man die zwei verhaftet, als der da drinnen heute morgen nicht zurückgekommen ist."

„Schon möglich, lieber Stratos, nehmen Sie sich aber in acht! Sicher steckt noch der Salomon, der Diener, in dem Hause — —"

„Mit dem werde ich schon fertig. Ich habe ja — —"

Die Stimmen wurden leiser, unverständlicher, da sich das Paar von der Tür entfernte.

Vitus stand da. Regungslos. Fassungslos.

Was nun?

Hinausstürzen und irgend etwas Gewaltsames unternehmen, um Stratos am Abmarsch zu verhindern? Ebensogut konnte er mit dem Kopf durch die Wand rennen. Seine Hilfsmittel waren erschöpft. Soldat des Glücks! Verflucht noch einmal — wo war sein Glück? Sollte es ihn denn wirklich in dem Salat da sitzen lassen?

Vitus Thavon war einer jener glücklichen Menschen, denen es gegeben ist, aus der schlechtesten Situation etwas Gutes herauszudrücken. Diese Menschen sind die Unbesiegbaren. Sind der Stoff, aus denen die großen Eroberer und die großen Erfinder geformt werden. Der ehrenwerte Spezialkorrespondent der „Welt" war zwar weder das eine noch das andere, aber, wie sie, nicht kleinzukriegen durch Widrigkeiten und Tücken des Schicksals. Er konnte Stratos nicht davon abhalten, den Marsch durch den Geheimgang anzutreten. Schön! Da bot sich ja die große Chance, den Spieß umzudrehen und ihn abzufangen. Als Geisel für ihn selbst. Umgekehrt ist auch gefahren. Hamid würde kaum vor Abend aufbrechen. In vier Stunden war Stratos drüben, und die dort würden schon aufpassen, ob nicht auf einmal während des Tages aus dem Herde ein unerwarteter Gast auftauchte.

Also, Schicksal nimm deinen Lauf! Ging die Sache total schief, dann hatte er ja noch immer einen Trumpf — den Revolver, den niemand bei ihm vermutete.

Der Revolver! Wem dankte er ihn? Elena oder Irene? Das würde er bald erfahren! Elena wollte ja wiederkommen.

Er trat ins Zimmer zurück. Die Mittagssonne stand senkrecht über dem Garten, von dem schwüle Hitze hineinschwelte. Vitus warf die Jalousien zu und streckte sich auf der Ottomane aus.

Und wartete.

Doch lange lag er. Niemand erschien. Unruhe kam über ihn und zerrte ihn auf. Es ist schließlich nicht jedermanns Sache, so still zu liegen, wenn man weiß, daß ein Ereignis sich vorbereitet, von dem Gelingen oder Nichtgelingen abhängt. Sieg oder Niederlage. Und vielleicht Leben oder Tod. Vergebens stellte er sich vor, daß alle Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß Stratos früher drüben ankam, als Hamid den Gang betrat. Vergebens malte er sich das überraschte Gesicht des Kapitäns aus, wenn er aus dem Herde stieg und sich von Salomon mit der diesem eigenen Liebenswürdigkeit in Empfang genommen sah.

Vergebens. Die Unruhe war einmal in ihm. Wurde stärker und stärker. Hinderte ihn allerdings nicht daran, mit großem Appetit das Mahl zu verzehren, das ihm nach einer halben Stunde der Kawaß auftrug.

Als er gegessen hatte, läutete er. Der Diener räumte ab, und er legte sich wieder nieder. Versuchte zu schlafen. Es ging nicht. Er war regelrecht nervös. Verdammt so ein Zustand.

Er stand wieder auf, öffnete leise die Tür und trat auf den Flur. Lang war der und reichte vom Straßeneingang bis zum Garten. Das Haustor war verschlossen, doch auf dem Korridor zeigten sich mehrere Türen links und rechts, ein, zwei Türen — in der Mitte öffnete sich ein kleines Treppenhaus — — niemand war zu sehen.

Hm, ob man es riskieren konnte? Er mußte etwas beginnen. Länger stillzuliegen, war ihm unmöglich.

Elena kam nicht — vielleicht verhinderte sie der Kerl, der Xymatis! Überhaupt — es war an der Zeit, daß man sich nach Irene umsah — —

Wie eine Katze schlich er die Marmortreppe hinauf.

Auf dem Absatz hockte ein Komitadschi, hatte sein Gewehr auf den Knien, den Kopf in den Händen und schnarchte, wie man nur in solcher Mittagsglut schnarchen kann.

Neben ihm stand Vitus still und lauschte nach allen Richtungen.

Nichts rührte sich — nichts — —

Das ganze Haus schien im Mittagsschlaf zu liegen.

Doch da — da — —

Mit stockendem Atem fuhr Vitus von dem Geländer zurück, über das er sich eben gebeugt hatte.

Unter der Treppe befand sich eine Tür, die er bis jetzt gar nicht bemerkt hatte. Sicher auch so etwas wie eine Geheimtür. Diese wurde jetzt von innen ganz leise, ganz vorsichtig geöffnet. Ohne daß man zunächst entdecken konnte, wer hinter ihr steckte. Der geheimnisvolle Besucher lauschte und horchte unten ebenso wie Vitus es oben getan hatte.

Der aber stand an dem Geländer, hatte seinen kleinen, silberbeschlagenen Revolver in der Faust und harrte der weiteren Dinge.

Als alles still blieb, erschien unten aus der Tür zunächst der Lauf eines ungeheuren Revolvers. Dann zeigte sich lange Zeit nichts. Erst allmählich schoben sich eine verschlissene Fellmütze und darunter ein struppiger Schädel aus der Tür. Ein gewaltiger Brustkasten folgte.

Wie er leibte und lebte, stieg Salomon, der Spaniole, aus der Tür heraus.

Er richtete sich auf. Holte tief Atem wie einer, der mit sich zufrieden ist. Blickte um sich. Blickte nach oben — —

Und Herr und Diener starrten einander wortlos an, einer so perplex wie der andere.

Vor lauter Überraschung hätten sie sich um ein Haar gegenseitig über den Haufen geknallt.

„Herr Professor — Sie sind frei!"

Die Wonne des Wiedersehens war stumm, aber innig.

Salomon riß vor Vergnügen den Mund so weit auf, daß ihm Vitus bis in den Magen hinuntersehen konnte.

In der nächsten Minute schüttelten sie sich unten an der Tür die Hände. Vitus drängte Salomon, der sich noch immer von der freudigen Überraschung nicht erholen konnte, in den Geheimgang und zog die Türe hinter sich zu.

„Es geschehen noch Zeichen und Wunder", lachte er. „Wenn die Not am größten, ist Salomon am nächsten. Aber heraus damit, alter Verbrecher, wie kommst du hierher?"

„Auf die natürlichste Weise der Welt. Als Sie heute morgen nicht wieder angerückt kamen, machte ich mich auf die Socken und trabte her. Hamid Bey hockt noch drüben und zerbricht sich den Kopf, wie er seine Gendarmen in das Haus hineinkriegt, ohne daß die Spione der verfluchten Gesellschaft etwas merken."

„Na, wenn er das Kunststück fertigbringt — — Aber sag', wie lange steckst du denn schon hier?"

„Wie lange wird das sein? Seit zehn Uhr vielleicht. Ich bin bis zu der Falltüre gekommen, habe mich aber nicht weiter getraut. Ich säße noch unter dem Brett, wenn nicht der Komitadschi plötzlich aus der eisernen Tür aufgetaucht wäre — —"

„Stratos?"

„Stratos heißt der Kerl?"

„Hast du ihn getötet?"

„Auch eine Frage! Kann ich das so sagen? In der Eile, wissen Sie, Herr Thavon — —! Wie er die Türe aufmachte, gab ich ihm eins mit dem Revolver auf den Kopf — —"

Vitus dachte an Elena.

„— — er ist ohne einen Muckser hingefallen", setzte Salomon in sachlicher Kürze seinen Bericht fort.

„Das kann ich mir denken. Wo ist er jetzt?"

„Wo wird er sein? Dort wird er liegen, wo ich ihn hingelegt habe."

„Komm!"

Der Gang lief über einige Stufen in ein geräumiges Kellergewölbe, in dem mehrere Türen sichtbar waren. Dann mußte man wieder ein, zwei Meter hinuntersteigen, um in einen schmalen Durchlaß zu kommen, der, wie Vitus in der Eile schätzte, sich unter dem Garten befand.

Die eiserne Tür, die ihn mit dem großen Geheimgang verband, stand offen. Hinter ihr lag, an Händen und

Füßen gefesselt, Stratos. Er war bewußtlos, doch ohne Wunde. Die dicke Fellmütze, die er trug, hatte seinen Schädel davor bewahrt, unter der furchtbaren Faust des Spaniolen zu zersplittern.

Vitus beugte sich auf seine Brust und konstatierte mit Befriedigung, daß er atmete.

„Kerl, wenn du den totgeschlagen hättest!“ knurrte er und richtete den Bewußtlosen in eine bessere Lage auf.

Der Spaniole sah diesem Beginnen mit absoluter Verständnislosigkeit zu. Wie man einen griechischen Komitadschi anständig behandeln konnte, ging über seinen Horizont. Ein anderer als Vitus hätte es sich auch nicht leisten dürfen, dergestalt Salomons heiligste Begriffe von Menschlichkeit mit Füßen zu treten. Er brummte, fluchte und zuckte die Achseln.

„Aber Herr Thavon! Das ist doch so ein schmieriger Antartes — so ein Hund! So ein — —“

„Auch ein Antartes kann ein anständiger Kerl sein. Außerdem ist er der Bräutigam eines entzückenden Mädels.“

„Was geht denn das uns an?“

„Mich geht das aber an. Wenn das Mädel und der Mann da nicht wären, hättest du mich schwerlich lebend angetroffen.“

Das war etwas anderes. Salomon geriet in Verlegenheit, schnaufte, machte ein dummes Gesicht und rieb sich mit der Pranke den Schädel.

„Er ist doch nicht tot?“ stotterte er.

„Nein, und ich glaube, wir können ihn ruhig liegen lassen, bis wir den Professor geholt haben. Komm!“

Sie liefen nach dem Hause zurück. Im Kellergewölbe blieb Vitus stehen und sah sich prüfend um. Hinter einer der drei Türen mußte Martius stecken. Er klopfte aufs Geratewohl an der ihm nächsten an.

„Herein!“ klang es auf deutsch zurück.

„Da ist er“, sagte Vitus.

„Wer? Der verrückte Mensch, der Professor? Großer Gott, Herr Thavon — wie haben Sie denn das herausgefunden?“

Salomon war wieder einmal außer sich vor Bewunderung. Doch Vitus ließ ihm keine Zeit zu weiteren Exklamationen.

„Pack an!“ kommandierte er.

Die Tür war verschlossen. Im Nu hatte Salomon sie aus den Angeln gehoben und aus dem Schloß gerissen.

Wie Lots Frau zur Salzsäule erstarrt, stand der Professor mitten in seinem Zimmer und blickte entsetzt die beiden Männer an, die sich auf diese ungewöhnliche Weise Einlaß zu ihm verschafften. Selbst Vitus' Gegenwart konnte ihn nicht beruhigen, als er Salomons ansichtig wurde. Er glaubte sein Ende gekommen. Alles, was er bis jetzt an Räubern und Komitadschis erlebt, erblaßte zu Kindermärchengestalten vor dem Spaniolen.

„Was wollen Sie — —“ stammelte er.

„Vorwärts, Professor!“ rief der Journalist. „Zu langen Erklärungen haben wir jetzt keine Zeit. Herr Professor — Sie sind frei — —“

„Wa—a—s?“

„Ich habe Ihnen ja gesagt, daß ich heruntergekommen bin, um Sie zu befreien. Daß es so schnell ging, danken wir meinem Freunde da. Sie brauchen ihn nicht so entgeistert anzuschauen. Salomon beißt nur, wenn ich es haben will. Also vorwärts! Haben Sie etwas mitzunehmen?“

„Aber ich — — ich — —“

„Vorwärts, sag' ich! Salomon, dort in der Ecke liegt der Rucksack des Herrn Professors. Nimm ihn! Soll er Sie vielleicht auch noch tragen?“

Professor Martius schien endlich zu begreifen, um was es ging. Im Nu hatte er seine Habseligkeiten, zuvörderst ein ziemlich dickleibiges Schreibheft, in dem Rucksack verstaut und war bereit, seinen Befreiern zu folgen.

Vitus hastete zu Stratos zurück. Der lag noch immer bewußtlos da.

„Was fangen wir mit dem da an?“ fragte Vitus.

„Ich kann ihn ja tragen.“

Und ohne mit der Wimper zu zucken, hob Salomon den regungslos dahingestreckten Körper seines Opfers mit einer Hand auf und hängte ihn sich neben den Rucksack des Professors über die Schulter.

Dem gingen die Augen über, und er blickte Vitus kaum an, als ihm dieser jetzt die Hand hinstreckte.

„Sie sehen. Herr Professor““, sagte er, „Sie sind in guter Hand. Salomon wird Sie in aller Sicherheit zum türkischen Kommissar bringen. Ich hoffe, die Alma mater wird sich meinem braven Spaniolen dafür erkenntlich zeigen. So, und nun Gott befohlen, Professor — — und — und falls ich durch widrige Umstände verhindert sein sollte, Sie selbst nach Wien zu begleiten, so gehen Sie hinauf in die Redaktion der „Welt“ und grüßen Sie mir den alten Fuchs, der dort oben sitzt. Grüßen Sie ihn recht, recht herzlich von mir! So, und nun Gott befohlen!“

Der Professor stand da und glotzte ihn an.

„Sie reden so, Herr Thavon, als wollten Sie nicht mit. Was soll das heißen? Wenn Sie nicht mitgehen, dann bleibe ich auch hier.“

„Dann wird mein alter Salomon Sie auch noch zu schleppen haben. Kümmern Sie sich nicht um mich, o Stern am Himmel der archäologischen Wissenschaft! Ihre Angelegenheit ist erledigt — jetzt kommt die meinige dran.“

Salomon stand dabei und gab keinen Laut von sich. In seinem ganzen Leben hatte er kein stumpferes Gesicht gemacht.

„Salomon“, wandte sich Vitus nun zu ihm, „du lieferst mir den Kapitän und den Professor sicher ab. Sage Hamid Bey, ich lasse ihn bitten, den Gefangenen zu behandeln, wie wenn ich es selbst wäre. Verstanden?“

„Verstanden.“

„So — —“ Und Vitus schnallte seinen Geldgürtel ab, den er um den Leib trug. Reichte ihn dem Spaniolen.

„Weißt du, Salomon, ich glaube zwar nicht, aber es ist immerhin möglich, daß ich — na, daß ich dein holdes Antlitz nicht wiedersehe. Dann nimmst du die Hälfte von dem Gold da in dem Gürtel und kaufst dir das Haus dafür, das sich Sarah schon lange wünscht. Die andere Hälfte schickst du meiner Zeitung zurück. Verstanden?“

„Verstanden.“

„Und nun grüße Hamid Bey, hörst du? Drück ihm die Hand — so — Salomon! So! Und nun marsch!“

Der Spaniole rührte sich nicht. Er schaute mit dem gleichen stumpfen Blick auf seinen Herrn.

„Herr Thavon — —“ knurrte er.

„Vorwärts, Salomon! Wir waren immer gute Kameraden, wir zwei. Nicht wahr? Und Sie, Professor, vergessen Sie es ja nicht, grüßten Sie mir den alten Fuchs!“

„Aber — aber ich protestiere —“, schrie der Professor aufgeregt.

„Proteste sind an die zuständigen Behörden schriftlich einzureichen. Vorwärts, Salomon!“

Ohne ein Wort zu verlieren, rückte der Spaniole sich seine Last zurecht, schob den Professor mit unwiderstehlichem Griff vor sich her und marschierte ab.

Vitus horchte ihnen nach, bis ihre Schritte im Gang verhallten. Dann wendete er sich um, ging durch das Kellergewölbe und stieg die Treppe zum Flur empor.

Der letzte Akt konnte beginnen.

Bis jetzt war das Stück als Lustspiel abgerollt. Ob nun zum Schluß eine Tragödie daraus wurde — —?

(Fortsetzung folgt.)

An der Sperre.

Der „Frankf. Ztg.“ wird geschrieben: „Ein Freund in Griesheim, im besetzten Gebiet, von Frankfurt also abgesperrt, bittet mich um Zwiesprache an der Grenze. Wir haben uns lange Wochen nicht gesehen und da wir heute in einer Stunde vom Schicksal oft härter angefaßt werden, als sonst wohl im Monat, so wird's an Stoff über Persönliches und den Lauf der Umwelt nicht fehlen. Trambahn-Fahrt nach dem Flugplatz. Kostet 200 000 Mark. Es reisen viele dahin. Die Straße nach Griesheim läuft nach wie vor ihren natürlichen geraden Weg, aber Frankreich gebietet den Schreitenden Halt. Eine Öffnung in der Mitte ist für den Verkehr, rechts und links sperren Haufen Pflastersteine und Stacheldraht den Zugang von Deutschland nach Deutschland. Einige französische Offiziere (der eine sitzt auf einem Stuhl und liest den „Temps) walten ihres Kontrollamtes, elegant, federnd, verbindlich, aber unnachsichtlich, wenn es mit dem Schein nicht klappt. Hinüber und herüber geht's: Fußgänger, Radler, Autos, Wagen, Kindergefährte. Scharfe Prüfung, lässige Prüfung, Verzicht auf die Prüfung, Grüße, Verbeugungen, kühles Kopfnicken, Anflüge von Galanterie gegen das schönere Geschlecht. Marokkaner, aus wärmeren Himmeln verpflanzt, versetzt, Analphabeten wahrscheinlich, haben die Ehre französische Uniform zu tragen und die weitere, die Deutschen in Ordnung halten zu dürfen. Ich fühle, daß ich vor Wut rote Ohren kriege. Aber da ist nichts zu machen, die Völker haben ja das Selbstbestimmungsrecht von Wilsons Gnaden, und so treibe ich mit der von den Gelben zu ordnenden Welle vor.

Drüben im „Ausland“ warten und spannen die Griesheimer auf ihre Besucher und da seh ich auch schon den Freund. Er verhandelt mit einem Offizier und winkt mich an die Pflastersteine. Fünf Minuten sind uns bewilligt. Händedruck und Starrheit. Soweit sind wir also gekommen? Über Stacheldraht und Pflastersteinhügel darf unter Beobachtung der Freund mit dem Freund, die Mutter mit der

Tochter, der Mann mit der Frau reden. Es wird einem wirblig im Kopf. Ich schaue mich um, sehe ein flennendes Weib, eine über die Pflastersteine geschmuggelte Milchflasche, ein junges Ehepaar, das sich sachliche Mitteilungen macht, eine Radlerin, die eilig auf den Freund einspricht, („es waren zwei Königskinder") in der Straßenmitte die glücklich Kontrollierten, sehe Tücher Abschied flattern, staune in den sonderbaren Betrieb. Aus der Unterhaltung ist nicht viel geworden, ich sage:

„Ist das nicht eine verrückte Welt? Wo leben wir? Wo sind die 14 Punkte? Welchen Sinn hat diese Sperre? Welches Interesse hat Frankreich daran, daß der Arbeiter, den sie da zurückjagen, nicht nach Griesheim darf? Warum vergnügen sich die Marokkaner nicht in Marokko? Was hat der französische Leutnant auf dieser Landstraße zu tun?"

Der Freund wird ungeduldig: „Sie sollen hier nicht Fragen stellen, die nur die Alliierten beantworten können, sondern Sie sollen mir erzählen, wie es Ihnen geht und was es in Deutschland gibt!"

Nach Deutschland erkundigt sich der Freund aus Griesheim! Ich hob an, aber ich kam nicht weit. Die fünf Minuten waren verstrichen, der Platz wurde von den Gelben „gesäubert", wir sahen uns mit sanfter Gewalt getrennt. Ich trollte ab, der Freund winkte nach, als führe ich nach Amerika. Ein Arbeiter neben mir her. Ich fragte ihn:

„Dürfen Sie auch nicht nach Griesheim?"

„Nein, ich krieg keinen Paß! Da, sehen Sie, in einem der ersten Häuser wohne ich. Ich habe meiner Frau eben an der Sperre das leere Eßgeschirr von heute mittag gebracht und sie hat mir das Essen für heute abend gegeben. Das machen wir alle Tage so! Was wollen wir machen?"

Diese Art von Lebensgemeinschaft eines Ehepaares schien ihm schon ganz geläufig zu sein.

„Und was sagt die Frau? Und haben Sie Kinder?"

„Ich sehe sie jeden Tag zweimal fünf Minuten an der Sperre!"

Wahrhaftig, die Welt ist verrückt geworden. Und Poincaré wird nächsten Sonntag wieder erzählen, daß sein erhabenes Frankreich nur friedliche Ziele verfolge und kein Gebot der Humanität verletze."

Erlebnisse eines Zeitungsmannes.

Der Sonderberichterstatter einer großen Zeitung hat gewiß einen der abwechslungsreichsten und abenteuerlichsten Berufe. Einer der bedeutendsten englischen Sonderberichterstatter, Harry Greenwall, hat jetzt seine Erinnerungen veröffentlicht und läßt eine schier unübersehbare Reihe von bekannten Persönlichkeiten vorüberziehen, die er ausgefragt hat. Unter diesen Personen befindet sich auch Frau Ebert, die Gattin des Reichspräsidenten, die zu einer Zeit ausgefragt wurde, als sie noch in ihrer alten, bescheidenen Wohnung hauste. „Nachdem ich mich lange nach der Wohnung des neuen Präsidenten erkundigt hatte", erzählt Greenwall, „ging ich die Treppe hinauf und begegnete einer Frau, die einen schweren Kohleneimer heruntertrug. Ich fragte sie, ob sie mir sagen könnte, in welchem Stock Frau Ebert wohne, worauf sie einfach erwiderte: „Ich bin es selbst", ihren Kohleneimer hinstellte und mir auf mein Befragen ihre Anschauungen über die Zukunft der deutschen Frau entwickelte!"

Der größte Gegensatz zu dieser schlichten Bürgersfrau ist die Königin von Rumänien, die der Verfasser „ein Geschäftsgenie" nennt. „Sie sprang mir mit einer Unmenge von Tatsachen und Zahlen ins Gesicht", schreibt er. „Sie sprach nur von Stahl und Petroleum, von Eisenbahnen und Lokomotiven. Stets will sie Geschäfte machen, und sie teilte mir mit, wie vorzügliche Abschlüsse sie für die Regierung getätigt habe."

Eine dritte Frau, die in diesen Erinnerungen unser Interesse wachruft, ist die unglückliche Mata Hari, die schöne Tänzerin, die während des Krieges in Paris auf die Beschuldigung hin, eine deutsche Spionin zu sein, erschossen wurde. Greenwall war bei ihrer Hinrichtung zugegen. Sie wurde an den Soldaten, die sie erschießen sollten, vorbeigeführt; diese präsentierten vor ihr das Gewehr. Ihr Anwalt Clunet küßte sie und schluchzte laut. Als man ihr eine Binde vor die Augen legen wollte, lehnte sie das ab. Der Geistliche sprach ein Gebet. Dann ein scharfes Kommando, und die Soldaten legten an. Mata Hari lächelte und warf ihrem Anwalt und dem Geistlichen Kußhände zu. Ein zweites Kommando. Eine Salve folgte, und die schöne Frau stürzte entseelt zusammen . . . . .

Viel Lustiges weiß der Verfasser von seinen Interviews mit Königen zu berichten, zu denen er sich öfters die vorschriftsmäßige Kleidung im ganzen Hotel zusammenpumpen mußte. Für eine Audienz beim König Albert von Belgien hatte er Gehrock und Weste von einem amerikanischen Kollegen erhalten; auch ein Paar Beinkleider brachte er auf. Aber woher den Zylinder nehmen? Schließlich gab ihm der Hotelportier den seinen. Die Angströhre wurde in aller Eile abgebürstet; der Zeitungsmann ergriff sie und rannte fort. Aber als er den Hut aufsetzen wollte, fiel ihm dieser bis auf die Schultern herab; er mußte ihn also die ganze Zeit, die er sich im Palast befand, in der Hand halten.

Am schwierigsten ist nach seiner Erfahrung Clemenceau auszufragen, denn der „Tiger" ist selbst ein alter Journalist, der weiß, „wie's gemacht wird". Manchmal überschüttet er die Ausfrager mit einer Flut von Worten, aber dann kann man sicher sein, daß man gar nichts erfährt. Wenn er schweigsam ist, so es natürlich noch schwerer, etwas aus ihm herauszulocken, und jedenfalls bringt er die Neugierigen zur Verzweiflung.

Bunte Chronik

* **Erdbebenprophezeiungen.** Im „Corriere della Sera" veröffentlicht der Direktor des Observatoriums in Livorno, Prof. Chiarazzi, aus Anlaß der japanischen Katastrophe einen Artikel, in dem er weitere Erderschütterungen voraussagt. Der italienische Gelehrte widerspricht der Ansicht, daß die Erdbeben mit dem Vulkanismus etwas zu tun haben. Nach der Ansicht der Mehrzahl der Geologen seien Erdbeben die Folge einer Zusammenziehung der Erde. Beobachtungen der letzten Jahre hätten erwiesen, daß die Zusammenziehung gegenwärtig in rascherem Tempo erfolgt. Prof. Chiarazzi sieht voraus, daß die japanische Katastrophe nicht vereinzelt bleiben werde, sondern daß die Erde gegenwärtig in eine Periode analoger Katastrophen eintritt, die in Gegenden eintreten können, die sich absolut nicht vorausbestimmen lassen, und die auch nicht abhängig sind von der unmittelbaren Nähe von Vulkanen. Andere Geologen und Seismatiker stehen auf einem anderen Standpunkt; sie sind der Ansicht, daß die Erdbeben nicht auf die Zusammenziehung der Erdoberfläche zurückzuführen sind, sondern auf einen Ausgleich zwischen Höhen und Tiefen durch Erdrutsche. Die bekanntesten Erdbebengebiete sind die japanische Inselgruppe und die Westküste Südamerikas, Chile und Peru. An beiden Stellen sind sogenannte Gräben unmittelbar in der Nähe der Küste vorhanden, die eine gewaltige Tiefe haben. So fällt der japanische Graben östlich der Inselgruppe gleich auf eine Tiefe von 9000 Meter herab. Von Zeit zu Zeit erfolgen dort nun Erdrutsche, die solche Katastrophen, wie wir sie jetzt in Japan erlebt haben, eröffnen. Die Fortsetzung besorgt dann der Vulkanismus. Das Erdinnere ist nach Ansicht dieser Geologen ungeheuer heiß, aber infolge des Drucks von allen Seiten starr. Sobald durch den Erdrutsch die Erdoberfläche an einer Stelle dünner wird, kann sie durch den Druck der glühenden Massen im Erdinnern durchbrochen werden; dann wird das bisher feste, glühende und unter größter Spannung stehende Erdinnere sofort flüssig und bricht nun mit elementarer Gewalt als Lava nach außen hervor. Erfolgt die Eruption im Meere, so entstehen unter Umständen, da das Wasser einen Teil der Lavamassen zur Erstarrung bringt, aus den letzteren Vulkane oder ganze vulkanische Inseln. So sind auch die jetzt aus Japan kommenden Meldungen zu erklären, wonach an einzelnen Stellen das „Wasser in Flammen" gestanden habe.

*

* **Der Kampf um den Pfarrertitel.** In dem Streit, den der frühere Pfarrer Stucke seit langem gegen den evangelischen Oberkirchenrat führt, hat jetzt das Kammergericht in Berlin eine Entscheidung von grundlegender Bedeutung gefällt. Die Strafkammer hatte seinerzeit Stucke wegen unbefugter Weiterführung des Pfarrertitels und wegen unbefugten Tragens einer Amtskleidung zu 1000 Mark Geldstrafe verurteilt. Gegen dieses Urteil hatte der Rechtsbeistand Stuckes die Entscheidung des Kammergerichts angerufen. Diese ist nun erfolgt. Entgegen der Auffassung von Stucke, die dahin ging, daß das Pfarramt ausschließlich als ein Privatamt eines religiösen Vereins aufzufassen sei, der Pfarrertitel also nicht dem Schutze des Strafrechts unterstehen könne, hat das Kammergericht entschieden, daß ein Pfarrer der evangelischen Landeskirche kein privates, sondern ein öffentliches Amt bekleide. Das ergebe sich aus dem öffentlich-rechtlichen Charakter der Kirche, die ihm das Amt verliehen hat.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.